

## Ponte-Molle- und Cervaro in Rom.

Keiner meiner Leser rechne, wenn er als Firma dieser Skizze den Namen der ersten unter den Tiberbrücken liest, auf geschichtliche oder antiquarische Forschungen über die Zeit der Erbauung des alten Pons Milvius, über dessen Schicksale, Zerstörungen, Verschönerungen und Verunstaltungen; das Alles nennt ihm jegliche Reisebeschreibung, jedes Handbuch, und sollte er seinen Wissensdurst auch nur aus der Reigebauer'schen Wasserleitung löschen wollen. Keiner erwarte eine Beschreibung jener beiden hageren, magern Brückenstatuen, in denen man im ersten Augenblick einen Campagna Schäfer, der mit einem Stein zielt, und einen den Wurf Parirenden zu erblicken glaubt, bis man in der Nähe einen Johannes Baptista erkennt, welcher den Heiland quer über die Chaussee zu taufen im Begriff ist. Ebenso wenig gedenke ich auch in das Herz eines mit Liebe Reisenden, eines Künstlers, der zum ersten Male den Tiber überschreitet, blicken zu lassen; solche Empfindungen sind nur, um selber empfunden, nicht um beschrieben zu werden. Noch weniger aber unternehme ich es, den von Rom auf immer Scheidenden, den aus den Vorbeerhainen der Poesie über Ponte-Molle in die Kartoffelregionen der Prosa Zurückrollenden zu schildern, den Schmerz jener Stunde, die mir selber nach allzukurzer Frist bevorsteht und an die ich gar nicht einmal denken mag. Meine Aufgabe ist, die Welt von dem Dasein eines im Kirchenstaate noch außer der Republik Marino, ja mitten in Rom bestehenden Freistaats zu unterrichten, und sowohl bei dem noch gegenwärtig in ihrem geistigen Vaterlande wohnenden Freibürgern, als bei den bereits Exilirten das Angedenken an die schönen, im dreifachen Rausch des Künstlerlebens, des Lebens in Rom, der Jugendzeit verträumten Stunden zu erneuern. — Jener Freistaat heißt Ponte-Molle; seine Bürger sind mit spärlichen Ausnahmen Künstler, Deutsche dem Stamm und der Mehrzahl nach.

Der Ursprung der Republik verliert sich in die Nebel der Sagenwelt. Authentische Quellen existiren gar nicht, denn der künstlerische Mitbürger befaßt sich von jeher nicht mit Schreiben, und von Archäologen ist in diesem Punkt eben so wenig als in den übrigen, genügende Lösung des Problematischen zu erwarten. Erst in neuerer, ja sogar in neuester Zeit hat man angefangen, ordentliche Register über den Zuwachs der Völkerschaft zu führen; an eine Kopf-

zählung ist aber noch nicht gedacht worden; in diesem glückseligen Staate kennt man keine Steuern.

Folgendes berichtet die Sage. Im Mittelalter, wo die Begriffe von Künstler und Handwerker noch nicht so streng wie heutigen Tages gesondert waren, verschmähten die erstern es keineswegs, eine löbliche Zunft zu bilden, welche gleich den andern Gilden ihre Gesetze, Herkommen und Sprüche hatte und sich nach den verschiedenen Landsmannschaften abzweigte. Wurde nun einer derselben kund, daß wiederum ein neuer Gesell aus der nordischen Heimath gekommen und in Rom einzuwandern gedenke, dann zogen sie ihm bis zum Tiberstrom entgegen und harrten seiner in einer ohnfern des Strandes gelegenen Osteria, in welcher es noch bis auf den heutigen Tag einen gar preislichen Wein giebt. Dort mußte nun der Ankömmling Red' und Antwort stehen, ob er denn auch ein wahrhafter Kunstjünger und kein Pfuscher und Böhnhase sei, und ward mit mancherlei Fragen und Sprüchlein tribulirt und in die Enge getrieben. Wußte er auf Alles rechtschaffenen Bescheid zu geben, so begrüßten die Andern ihn mit herzlichem Handschlag als einen der Ihrigen, tranken ihm den Willkommen zu und ertheilten ihm auch den Namen, den er von nun an führen solle; wie denn die meisten Künstler jener Zeit nur nach dem Beinamen bekannt sind, den sie theils ihrer äußern Gestalt, theils ihrem Heimort, theils auch ihrer eigenen Kunstfertigkeit und Manier verdanken. Dann aber geleiteten sie ihn im Triumph über die Brücke durch das Volksthor in das herrliche Rom.

Also ward es in alten Zeiten gehalten. Die spätern Jahrhunderte stürzten die engen Zunftschranken und veredelten den früher streng beobachteten Brauch zum heitern Scherz. Immer noch hielten die Künstler fest und treu zusammen, mehr aber aus eigener Neigung, als um der Form zu genügen; immer noch bildeten sie einen Verein, nicht aber um sich von den übrigen Ständen zu sondern, nur um sich gemeinsam des schönen italischen Jugendlebens zu freuen und der Geist des Jahrhunderts bedingte dessen jedermalige Gestaltung. Aus den Trümmern jener Kaste erhob sich ein phantastisches Königreich. Die den Monarchien abholde Zeit stürzte diesen aus Foglieten und Thyrsusstäben gegründeten Thron. Eine Anarchie trat ein, wenn gleich nur auf kurze Zeit, bis ein Diktator, ein anderer Napoleon, sich aufschwang, dem Staat eine militärisch-monarchische Verfassung gab und ihn Jahrelang unter dem Titel

eines Generals beherrschte. Nach seinem Abtreten von der Bühne machte das Prinzip der Volkssouveränität sich auch hier geltend. Der Staat konstituirte sich zum Freistaat, erwählte einen Präsidenten mit durch Gesetze beschränkter Gewalt, stellte ihm den Vicepräsidenten zur Seite, Volkstribunen, um die Rechte der Republikaner zu wahren, gegenüber, und begrenzte die Dauer der jedesmaligen Präsidentschaft, so wie die der andern Aemter, auf ein Jahr. In dieser zeitgemäßen Verfassung behauptete sich der Freistaat Ponte-Molle bis auf den heutigen Tag. Der Präsident hat freien Spielraum, für das Wohl des Staats zu wirken; jede Ueberschreitung seiner Rechte würde jedoch seinen augenblicklichen Sturz nach sich ziehen, denn die Künstler sind ein hitzköpfiges, auf ihre Freiheit eifersüchtiges Völkchen und verstehen bei Willkührlichkeiten keinen Spaß. Sein Gehalt ist übrigens um 20,000 Dollars geringer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und beläuft sich mithin auf nichts.

Die Ertheilung des Bürgerrechts an einen Ankömmling ist mit herkömmlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon mehrere Tage vorher zeigt ein am Café greco aufgehängenes Plakat den Republikanern an, daß Volksversammlung und Uebergang über Ponte-Molle statt finden solle. Das Publikum versammelt sich bei guter Zeit in einer der in der Stadt befindlichen Räumlichkeiten — denn jene Brückenüberschreitung ist nur eine nominelle — läßt sich an langen Tafeln nieder, speist, was ihm Geldbeutel, Magen und Gewissen erlauben, und trinkt den reichlich aufgetragenen Wein dessen Valuta der Kandidat, der Pontemollist, als Brückenzoll entrichtet. Der Präsident thront im Mittelpunkt. Eine blizende, aus kupfernen Bajocchi zusammengesetzte Ordenskette ist das Zeichen seiner Würde. „Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt ist“ (oder wenigstens die letztere, denn um die erstere zu befriedigen, bedarf es ziemlich geraumer Zeit), tritt der älteste Volkstribun in's Zimmer und verkündet dem Präsidenten, wie dort draußen ein Kunstjünger halte und um Vergünstigung bitte, über Ponte-Molle rücken zu dürfen. Sie wird ihm ertheilt, der Kandidat, geführt von beiden Tribunen, tritt ein und stellt sich dem Präsidenten gegenüber. Der Eine hat sich noch nicht so viel Zeit nehmen können, um den Reifstaub von den Füßen zu schütteln, das schwere Felleisen abzuwälzen, ein Anderer schleppt eine gewaltige Mappe, ein Dritter läßt sich auf einem Kinderwägelchen in's Zimmer ziehen, ein Viertes beschreitet es gar auf einem geduldigen Esel, wie es nun Laune und Muthwille gerade eingeben. Vor dem Präsidenten angelangt, wiederholt er mündlich sein Gesuch, zum Mitglied der erlauchten Republik aufgenommen zu werden. Der Repräsentant der gesetz-

lichen Gewalt befragt ihn um seinen Namen, um die Kunst, der er sich gewidmet habe, und legt ihm hierauf einige, auf letztere bezügliche Fragen vor. Der Gesell gebärdet sich etwas täppisch, faselt zwar vieles über Kunst, hält aber in seiner hyperboräischen Verblendung eine Artischoke für einen antiken Thyrsusknopf, den Holzschnitt des h. Antonius Abbas mit dem Rüsselvieh für einen veritablen Leonardo da Vinci, und glaubt in dem Diario di Roma verkohlte Papyrusrollen zu erblicken. Weit entfernt, sich über so unbegreifliche Kurzsichtigkeit zu ärgern, fühlt der Präses nur Mitleid mit derselben. Er weiß nur allzuwohl, wie schief die Urtheile der Neuangekommenen, der freschi, über Rom und Kunst ausfallen, er kennt das Geschwätz der Kunstkenner, Archäologen, Kritiker und wie das Volk alles heißen mag, kennt aber auch das palpabelste Mittel, den Dämon zu beschwören, den Besessenen zu heilen, ihm über seine Ignoranz die Augen zu öffnen. So heißt er denn den Ankömmling einen Becher guten Weins leeren. Dieser gehorcht, verharret zwar öfters noch bei seiner Verstocktheit, und sieht sich in diesem Falle genöthigt, die Dosis zu verdoppeln, in den meisten Fällen aber fallen ihm schon beim ersten Schluck die Schuppen von den Augen: er erkennt das Diario für ein elendes Sudelblatt, den Carciofo, den Pfenningsholzschnitt für das, was sie sind, fällt aus allen seinen Himmeln und sieht ein, daß er bisher so viel als gar nichts gewußt. Auf diesen Zustand der Zerknirschung, auf diesen Durchbruch hat der Präsident aber nur gewartet: er erkennt in dem Bekenntniß des Irrthums den ersten Schritt zum Heil, und ertheilt dem Neuen das Bürgerrecht, indem er ihm das Bundeszeichen, einen am blauen Bande schaukelnden Bajocco durch den Tribun in's Knopfloch befestigen läßt. Jetzt ist der Fresko glücklich über Ponte-Molle, er hat den entscheidenden Schritt über seinen Rubikon gethan, und wenn er sich nur vor Rückfällen hütet, wird noch ein ganzer Kerl aus ihm. Die Gesundheit des neuen Republikaners wird feierlich ausgebracht, die Gläser erklingen in der Runde, und der Abend verfließt beim Becher unter Scherz und Gesang.

Man sieht, daß der Verein mit dem berühmten Londner Lumber-Tropp Vieles gemein habe. Und wie dieser, so kann auch er die berühmtesten Namen unter seinen Mitgliedern aufweisen. Die ganze Ceremonie mag wohl Manchem pueril erscheinen, oder in seinen Augen allenfalls nur als Parodie der grassirenden Ordensmanie Gnade finden. Ich denke aber doch, daß eine Dekoration, die ein Thorwaldsen, Wagner, Reinhard, Horaz Bernet, und von den Nichtkünstlern unter Andern Wolfgang Menzel tragen, mag sie immerhin nur aus einem Kupferdreier bestehen und beim Glase Wein verliehen werden, es wohl

mit manchem Stern und Kreuze aufnehmen darf. Thorwaldsen scheint gleicher Meinung zu sein. In dem Kasten, welcher seine sämtlichen zahlreichen Ordensdecorationen verschließt, thront der Bajocco am blauen Bande in der Mitte. Als er vor Kurzem zu Kopenhagen in eine große Künstlergesellschaft geladen war, hatte er sämtliche Adler und Löwen und Falken und anderes ritterliches Gethier zu Hause gelassen und erschien mit dem einfachen Bajocco im Knopfloch. So etwas darf einen Ordensbruder schon ein wenig stolz machen: und daß dies Ehrenzeichen doch nicht so ganz leicht zu erwerben sei, möge unter anderm beweisen, daß es mir erst auf meinem zweiten Römerzug gelang, mit demselben geschmückt zu werden.

Schlägt nun endlich die verhängnißvolle Stunde des Abgangs von Rom, dann versammeln sich alle die Freunde und Kunstgenossen des Scheidenden noch einmal. Der Präsident schmückt ihn mit der wohlverdienten Lorbeerkrone, er wünscht ihm gute Reise, er ruft ihm ein herzliches: Auf Wiederkehr! zu. Entläßt ja doch auch jeder Römer den Abreisenden mit dem Grusse: a rivederci! Er kann es sich nicht denken, wie Einer, der den römischen Votos gekostet hat, es jenseits der Alpen aushalten möge; und auch ich vermag es nicht zu begreifen, und doch bedroht mich schon in Wochenfrist jene schmerzlichste aller Lorberkronen. Doch fort mit jenem grau in grau gemalten Bilde, hurtig dafür das frischeste, bunteste der ganzen Mappe hervorgesucht: es ist die herrliche Cervaro-Tour, von der ich reden will.

Das Wintersemester der deutschen Künstler endet mit dem Osterfest. So wie die ersten Knospen treiben, packen die Maler Farbenkasten und Skizzenbuch zusammen, nehmen den Wanderstab zur Hand, pilgern zu allen Thoren Roms hinaus, und beginnen ein frisches, fröhliches Waldleben in den Bergen, oder lassen sich auf einer der zauberischen Inseln des tyrrhenischen Meers, in kühlen, mit Fresken geschmückten Klosterhallen nieder, bis der Herbst sie wieder nach der alten Wunderstadt zurücklockt. Ehe sie jedoch die Wanderung beginnen, feiern sie ihr Passabfest, jenes fröhliche Mahl, welches den Schlußpunkt des römischen Künstlerjahres bildet. In frühern Zeiten zog man vor die Porta San Sebastiano, bestieg auf Leitern das herrliche Grabmal der Cäcilia Metella, um von dort aus über die weite, duftige Campagna mit ihren Gräbern und Wasserleitungen zu schauen und den Tag festlich mit Sang und Klang zu begehen. Später hat man es vorgezogen, die Scene vor Porta Maggiore und nach den sechs Miglien entlegenen Steinbrüchen von Cervaro zu verlegen.

Schon Wochenlang vorher versammeln sich die Bürger des Freistaats Ponte-Molle, um zur Wahl

der Kohortenföhrrern, unter deren Banner sie den Feldzug machen wollen, zu schreiten. Die Pflicht dieser Feldobersten ist, insbesondere für Proviant zu sorgen, und also eine ernste; „denn immer rüstig sind Soldatenmagen,“ sagt Shakespeare, und in diesem Punkt nehmen die Künstler es mit dem bestdressirtesten Gardekorps auf. Der Präsident ernennt noch aus eigener Machtvollkommenheit die übrigen, nur jenen Tag über fungirenden Chargen, den Chef der Gensd'armirie, den Oberganymed, Trompeter, Trommler und and anderweitige Hofämter, und verleiht ihnen die Bestätigung schwarz auf weiß in förmlichen Diplomen. Von nun an beginnt unter den Künstlern ein wildes Durcheinanderrennen und Treiben, und die ganze Republik gleicht einem aufgeregten Ameisenhaufen. Fahnen werden mit auf Kunst und Durst bezüglichen Emblemen bemalt, die Buden der Muskensverleiher nach Festtrachten durchstöbert, Bänder zu Unterscheidungszeichen der Kohorten geknüpft, Würste, Schinken, Brod, Salatstauden und Eier in Riesenhaufen aufgestapelt, Weinkeller durchgekostet und diverse Barile beim Est, est! erstanden, Pferde und Esel gemiethet. Jeder Krieger hat nämlich wie billig die Wahl, ob er die Campagne als Infanterist oder Kavallerist machen wolle, letzteres aber als Pferd- oder Eselreiter. Die Mehrzahl entscheidet sich für langohrige Befehle.

Endlich tagt der ersehnte Morgen. Auf dem Platz hinter Maria Maggiore sind die Esel zur Verloosung zusammengetrieben, feiern die Freude des Wiedersehens in lang gehaltenen Hymnen, machen einander jauchzende Liebeserklärungen und erweisen sich zu jedem Dienst, außer zum Tragen ihrer Reiter, bereitwillig. Noch haben diese nicht die schlichte toga cum sago vertauscht, eine Verwandlung, welche innerhalb der Ringmauern der heiligen Stadt nicht gestattet werden dürfte, und nur hie und da wagt sich ein farbiges Kohortenband ein hauschender Ritterärmel aus dem verhüllenden Mantel, nicht eine bunte Feder vom Raphaelbarett. Erst vor dem Thor, bei Torre de' Schiavi, einer vier Miglien von Rom gelegenen Tempelruine, strömt das vollzählige Heer zusammen und zeigt sich in seiner Pracht und Herrlichkeit. Der Präsident im goldbesetzten Purpurmantel, mit Scepter, Stern und Ordensband, der Obergeneral der Gensd'armirie und seine Haltfeste mit Papphüten, mächtigen Epauletten und Holzschertern, der Leibtrommler im altdeutschen Wamms, der Beduin im weißen Wollenmantel, die lange Rohrlanze in der Faust, der Conte mit Brille und Haarbeutel, der Marinaro mit rother Wollmütze, der deutsche Ritter mit Sammtbarett und Feder, die Modedame mit Schnurrbart und falschen Hüften, das anspruchlose Phantasielostüm, welches aus umgekehrter Jacke be-

steht, die Ganymede, das Haupt mit Epheu umflochten und Thyrsusstäbe mit vorgoldeten Pinienäpfeln zur Hand. Das Amt der Letzteren beginnt unverzüglich, denn das Heer brennt vor Thaten- und ordinärem Durst. Mittlerweile haben sich auch zahllose Schwärme von Zuschauern eingefunden, Römer, Fremde, vor allem Engländer. Sämmtliche Lumpen von Piazza Barberina — und ihre Zahl ist Legion — sind mit hinaus gerannt. Zu versäumen haben sie nur wenig; für sie scheint Gottes Sonne so hold draußen als innerhalb der Stadt, und mit Recht dürfen sie für das Halten und Prügeln rebellischer Esel auf reichliche Brosamen der Tafel rechnen. Nach halbstündiger Rast wird aufgebrochen. Die Manöver beginnen. Parademärsche — denn auch das republikanische Heer laborirt an diesem Krebse — werden mit Anstand und Präzision ausgeführt, Anhöhen mit supponirtem Feinde erstürmt und genommen, eingebildete Quarrés ohne Gnade in die Pfanne gehauen. Die Armee übertrifft sich selber, der einzige hartnäckige Gegner, welcher nicht davon laufen will, ist der Esel; sämmtliche Gefallene stehen wieder auf. Der Präsident zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein theures Haupt. Der Sieg ist so vollständig wie der eines Carlistischen Bülletins, und die Armee darf mit gutem Gewissen die Sommerquartiere beziehen.

Dahinweit eines mittelalterlichen Wartthurms, der sich später in eine friedliche Tenuta (Meierei) umwandelte, und hart am Ufer des rauschenden Tirone, steigt man die mächtigen Steinbrüche hinab, aus denen die Peperinblöcke zu Roms Wunderbauten hervorgingen. Es sind weitläufige, durch ungeheurere Pfeiler getragene Höhlen welche ihr Licht durch Seitengruben erhalten. Die größte ist zum Versammlungssaal bestimmt. Am obersten Ende wird der Präsidentensitz errichtet; frische Lorbeerzweige wölben sich über ihm zur Laube, und die farbigen Fahnen der sämmtlichen Völkerschaften umflattern ihn in malerischer Gruppierung. Die verschiedenen Aemter treten jetzt in Wirksamkeit. Der Oberbaumeister stellt seine Gehülfen zum Bau der Tafeln und Sitze an — sie werden aus Felsblöcken zusammengewälzt; der Bildhauer meißelt das Jahr der Olympiade und den Namen des regierenden Präsidenten an die Wand; die Küchenmeister tranchiren Braten und Brod, die Ganymede füllen die, jungen Schwalben gleich durstig geöffneten Schnäbel der Künstler. Feiern dürfen nur wenige und sich behaglich ruhend auf der Anhöhe am Anblick des bunten Gewirrs ergötzen, kühne Felsformen oder charakteristische Gruppen ihrer Skizzenbüchern einverleiben. Endlich sind die Tafeln gebaut, die Fleischmassen zersägt; aber noch ehe man sich dem materiellen Genuß hingiebt, tritt der Moment ein, „wo man dem Weltgeist näher ist

als sonst“: das Orakel soll nämlich über die nächste Zukunft befragt werden. Der Präsident ordnet seine Völker und zieht mit ihnen im feierlichen Schritt nach einer benachbarten Höhle, dem Sitz der Sibylle. Die Grotte ist räumig genug, um das Volk fassen zu können, und empfängt nur durch den Eingang ein zweifelhaftes Licht. Auf der Erhöhung im Hintergrund ist ein Altar errichtet, in dessen Opferchale eine blaue Flamme züngelt. Der Präsident zieht mit dem Scepter den magischen Kreis und beginnt die Beschwörung. Die Sibylle schützt Müdigkeit vor und rührt sich nicht. Der Exorzist greift zu kräftigern Bannformeln und heißt die Wahrsagerin im Namen der drei exquisitesten Weine des Kirchenstaats an's Tageslicht treten. Das hilft; ein Kanonenschlag, welcher die Fledermäuse in den Steinrißen aus dem Schlaf weckt, erschüttert die Wände. Die Sibylle steigt im weißen wallenden Gewande empor, ist anfänglich sehr ungehalten, aus ihren Meditationen über Hegel und Strauß gestört worden zu sein, läßt sich aber doch herab, Rede und Antwort zu stehen, und verkündet, daß auch im nächsten Jahre Ehrenmänner, die viel kaufen und nichts verstehen, nach Rom kommen werden, daß die Pest der Kunstkritiker, allen ohnfehlbaren Wanzenvertilgungsmitteln zum Trost, nicht auszurotten sei u. s. w., und verschwindet zuletzt mit gellenden: Prost! Ein zweiter Kanonenschlag erschüttert. Die Sibylle hat sich als einen Geist der Finsterniß bekundet, indem sie mit merklichem Pulvergestanke abfährt. Zum Heil und Frommen der anwesenden Fremden dolmetscht der Chef der Gens'darmie Frag' und Antwort, brhandelt die ausländischer Sprachen als Inculpaten und mißhandelt sie unter dem lauten Gelächter der Zuhörer erbärmlich. Nach dieser Exekution kommandirt der Präsident zur Tafel, und sein Wort findet überall Eingang. Im Nu sind die Plätze besetzt und die Kellner in römischer Camerieretracht umkreisen sie mit Körben und Schlüsseln, die Schenken mit kolossalen Chronkrügen. Der Präsident bringt unter Pauken und Trompeten die Toaste aus und schreitet dann zur Ordensverleihung. Zuerst empfängt Jeder, der die Campagne mitmachte, den halben Bajocco am grünen Bande als Combattantenmedaille, Hochverdiente den höchsten Orden des Freistaats, den Bajocco am rothen Bande, und nur Wenige dürfen sich dieser Auszeichnung rühmen. Aber auch dem minder strahlenden Verdienste wird seine Krone, und der Bratenvorschneider geht eben so wenig leer aus als der General der Kavallerie.

Die Tafel wird aufgehoben. Das Volk verläßt die Höhlen und zieht hinauf zu den olympischen Spielen. Eselrennen auf der Bahn mit Hindernissen werden angestellt. Das Hinderniß ist ein Bündel Heu, welcher den Wettrennern an langen Cannen vorgehalten

wird. Diskusscheiben fliegen durch die Luft und die Lanzen schwirren nach der Scheibe. Das Ziel ist ein riesengroßer Recensent : ein Herz hat er nicht, und so fliegen denn die Rohrstäbe nach dem Magen, vor welchem das diffamirende Zeitungsblatt klebt. In wenigen Augenblicken ist er durchbohrt. Der Künstler hat seinen Grimm gestillt, denn zwischen ihm und Kritikern ist eine ewige Fehde, wie zwischen York und Lancaster, Christinos und Carlisten, Hund und Kase. Allmählig aber werden die Fässer leerer, die Köpfe schwerer. Die Sonne sinkt im Westen und vergoldet die Zinnen der Warttürme, die Gipfel der Sabinerberge. Die bunte Riesenschlange des Heers windet sich langsam ringelnd den Thoren Roms zu, und die Erinnerung ist um ein heiteres Bild reicher.

G. G.

### Gleiches Loos.

Rasch geht der Lauf von Gewittern :  
Der Groll der Wolken erwacht,  
Draus flackern die Blitze, und zittern  
Wie Träume durch schaurige Nacht.

Die Wolken zerfließen  
Im trauernden Regenguß,  
Wie Thränen die Wangen begießen,  
Gab Liebe den Scheidekuß.

Die Blitze aber verblasen  
Im allernächsten Moment  
Gleich Herzen, die zürnend sich lassen,  
Doch sterben, weil sie — getrennt.

Ein Blitz nur schlägt in die Eiche,  
Wie oft an wildfremder Brust,  
Ein Menschenkind übt das Gleiche  
In liebend verderblicher Lust.

Und beide lodern zusammen  
So liebend, so hassend, so stolz ;  
Es stirbt der Baum mit den Flammen,  
Die Flamme erlischt mit dem Holz.

Was hätt' ich nicht oft gegeben  
Um einen so prächtigen Tod ;  
Da kreuztest Du zärtlich mein Leben  
Als ähnlich Naturgebot.

Seit diesem süßen Geschehe  
Beneide die Eiche ich nicht :  
Mir schlagen ja Deine Blicke  
Wie Flammen ins Angesicht!

Levitschnigg.

### Cervantes.\*)

Cervantes' Zeitalter war das Philipps II., wo das spanische Reich, ein wenig herabsinkend von seinem blühendsten Zustande doch noch außerordentliche Anstrengungen machte, um seine schon zu hoch gestiegene Herrschaft zu behaupten, und selbst noch auszu dehnen. Seine Flotten waren auf jedem Meere, und seine Heere in jedem Theile der alten und der neuen Welt. Das Waffenhandwerk war das einzige eines Edelmannes würdige, und es gab kaum einen bedeutenden Schriftsteller, und sicher keinen Dichter, der, wenn er kein Mitglied eines Ordens war, nicht zu irgend einer Zeit die Waffen im Dienste seines Vaterlandes getragen hätte. Cervantes, der, wiewohl arm, von einer alten Familie abstammte (man weiß, daß es einem Kastilianer hart ankommt, keinen Stammbaum aufweisen zu können), besaß ritterlichen Muth in hohem Maße, und wir finden ihn während der ersten Hälfte seines Lebens mitten unter allen stürmischen und beschwerlichen Auftritten des eisernen Kriegsgeklirrs. Seine Liebe zum Kriegerberuf, selbst nachdem er seine Hand, oder den Gebrauch derselben, (welches von beiden ist ungewiß) verloren hatte, ist ein hinreichender Beweis von seinem unternehmenden Muth. Im Laufe seiner wechselvollen Laufbahn besuchte er die vorzüglichsten Länder des mittelländischen Meeres, und brachte fünf Jahre trauriger Gefangenschaft in Algier zu. Diese Zeit war indes für ihn keine verlorene, denn sie führte seinem scharfen Blicke jene glänzenden Bilder muselmännischer Ueppigkeit und Pracht vorüber, mit denen er seine Schriften geschmückt hat. Nach einem Leben unerhörter Leiden kehrte er in sein Vaterland zurück, bedeckt mit Lorbeern und Narben, mit sehr wenig Geld in der Tasche, aber voll von jener Erfahrung, die für ihn als Novellenschreiber, als sein Betriebskapital betrachtet werden kann.

Der Dichter kann aus der Tiefe seiner Phantasie, der der Gelehrte aus seiner Bibliothek schöpfen; aber das eigentliche Studium des Bühnendichters, er schreibe in Versen oder Prosa, ist der Mensch; — der Mensch im geselligen Zustande. Wer den menschlichen Charakter treu schildern will, kann denselben nicht zu genau und zu mannigfaltig erforschen. Er muß sich, wie Scott, an dem Herde des Landmannes niederlassen und alte Weibergeschichten anhören; er muß mit Fielding einer kleinen Ge-

\*) Diese, den vermischten Schriften des amerikanischen Historikers M. S. Prescott entlehnte literarhistorische Skizze dünkt uns um so mittheilenswerther, als durch die so eben erschienene ungarische Uebersetzung des Don Quixote die Aufmerksamkeit der Lesewelt neuerdings auf den berühmten Autor und sein unsterbliches Werk gerichtet sein dürfte.

richtsfizung beizohnen, oder mit einem Squire im Westen an dem ruhmwürdigen Glücksspiel einer Fuchsjagd Theil nehmen; er muß, wie Smollett und Cooper, die Geheimnisse der Meerestiefen erforschen, und sich auf dem stürmischen Elemente selbst mit den sonderbaren Wesen bekannt machen, deren Schicksale er beschreiben will; oder wie Cervantes, unter andern Menschenarten und anderen Himmelsstrichen umherwandeln, ehe sein Pinsel die Chamäleonfarben wiedergeben kann, welche die wechselnden bunten Farben des wirklichen Lebens zurückspiegeln. Ja, er muß, gleich Rousseau, wenn es möglich wäre, sich einen zweiten Rousseau zu denken, seine Gedanken nach innen wenden, und aus der Tiefe seiner Seele schöpfen; aber daselbst würde er nur seine eigenen Leidenschaften und Vorurtheile erblicken; und die Bilder, die er, wie mannichfach auch in untergeordneten Einzelheiten, entwürfe, würden in ihren charakteristischen Zügen nur Widerspiegelung seiner selbst sein. Kurz, er könnte ein Dichter, ein Philosoph, aber kein Lebens- und Sittenmaler sein.

Es boten sich Cervantes vielfache Mittel zum Studium des menschlichen Charakters, nach seiner Rückkehr in Spanien, in dem thätigen Leben dar, das ihn in verschiedenen Theilen des Landes beschäftigte. In Andalusien mochte er das Muster des muntern Wizes und zarten Spottes gefunden haben, womit er seine Dichtung würzte; in Seville besonders ward er mit der Brut kleiner Gauner und Taschendiebe in Berührung gebracht, die eine so große Rolle in seinen Räuberromanen spielen, und in La Mancha fand er nicht nur die Geographie zu seinem Don Quixote, sondern jenen lächerlichen Gegensatz zwischen Stolz und Armuth bei den Eingebornen, der den komischen Schriftstellern Spaniens die Umrisse zu manchem festen Zerrbilde geliefert hat.

Der erste Theil des Don Quixote wurde, wie der Verfasser uns sagt, in einem Gefängnisse begonnen, in welches er nicht wegen eines Verbrechens oder wegen Schulden, sondern wahrscheinlich wegen einer dem würdigen Volke von La Mancha zugesügten Beleidigung gerieth. Es ist nicht das erste geistreiche Werk, das in einem so ungünstigen Aufenthalte ins Leben gerufen ward.

Das Buch erschien in seinem ersten Theile im Jahre 1605. Als die Zeit kam, sein Spottgedicht gegen die alten, tiefeingewurzelten Vorurtheile seiner Landsleute loszulassen, hielt Cervantes dasselbe wahrscheinlich für fast so unbesonnen, als den Kampf seines Helden gegen die Windmühlen. Er suchte daher Schutz unter einem mächtigen Namen, und erbat sich die Erlaubniß, das Buch einem castilianischen Granden, dem Herzog von Bejar zuzueignen. Man sagt, der Herzog, entweder weil er nicht die Absicht kannte, oder weil er an dem Erfolge des Werkes

zweifelte, habe die Zueignung ablehnen wollen; aber Cervantes bat ihn dringend, erst ein einziges Kapitel zu lesen. Die zur Beurtheilung aufgeforderten Zuhörer waren so entzückt von den ersten Seiten, daß sie von dem Roman nicht lassen wollten, als bis sie ihn ganz gehört hatten. Natürlich geruhete der Herzog, ohne weitem Anstand, zu gestatten, daß sein Name in diesem Passe zur Unsterblichkeit angeführt werde.

Die Geschichte hat nichts sehr Unwahrscheinliches. Sie erinnert an einen ähnlichen Versuch, den St. Pierre machte, der seine Handschrift von „Paul und Virginie“ einem Kreise französischer Bücherkenner, Mr. und Mad. Necker, dem Abbé Galiani, Thomas, Buffon und einigen andern, alles Leute von ausgezeichnetem Geist, vorlegte. Diese Lektüre hatte freilich keinen besondern Erfolg. Anfangs hörte man den Verfasser schweigend an, die Aufmerksamkeit wurde schwächer, man begann zu flüstern, zu gähnen, und hörte nicht länger zu. Herr v. Buffon sah nach seiner Uhr und verlangte seinen Wagen. Die nahe an der Thür standen, schlüpfen hinaus; Thomas schlief ein; Mr. Necker lachte, daß er die Damen weinen sah; und die Damen, sich ihrer Thränen schämend, wagten nicht zu gestehn, daß sie sich angezogen gefühlt hätten. Als die Vorlesung zu Ende war, wurde nichts gelobt. Mad. Necker allein tadelte die Unterredung zwischen Paul und dem alten Manne. Diese Moral schien ihr langweilig und alltäglich; sie unterbreche die Handlung, erkälte den Leser, und sei wie ein Glas Eiswasser. Herr v. St. Pierre zog sich in einem Zustande unbeschreiblicher Niedergeschlagenheit zurück. Er betrachtete den Vorfall als sein Todesurtheil. Die Wirkung seines Werkes auf eine Zuhörerschaft wie die, der es vorgelesen hatte, ließ ihm keine Hoffnung für die Zukunft. Und doch war dies Werk „Paul et Virginie“, eines der allgemein beliebtesten in der französischen Sprache.

Es scheint ausgemacht zu sein, daß das Urtheil eines Privatkreises, wie begabt derselbe auch an Geschmack und Fähigkeiten sein mag, keine Sicherheit für das des großen Publikums gewährt. Ist die zu beurtheilende Handschrift die unseres Freundes, dann ist schon, ehe wir sie gelesen, das Urtheil fertig. Bemüht sich irgend ein großer Mann bescheiden um unsern Beifall, dann fühlt sich unsere Selbstgefälligkeit zu sehr geschmeichelt, um ihn zu verweigern. Ist er ein unbedeutender Mann (und St. Pierre war damals nur ein solcher), dann werden unsere Vorurtheile die Vorurtheile der armen menschlichen Natur, sehr bereit sein, eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen. Wer, sei es nun aus welchem Grunde es wolle, seine Hoffnung für öffentliche Gunst auf das Lächeln einer Koterie gründet, läuft Gefahr, sich sehr unangenehm getäuscht zu sehen.

In Cervantes' Falle jedoch haben sich die Vorzeichen als richtiger erwiesen. Sein Werk machte sogleich einen allgemeinen Eindruck, hatte einen Ton angeschlagen, der in jeder Brust ein Echo fand. Im Laufe des ersten Jahres erschienen vier Auflagen; zwei in Madrid, eine in Valencia und eine in Lissabon.

Dieser fast in jedem Zeitalter beispiellose Erfolg war noch auffallender in einem solchen, wo das lesende Publikum ein verhältnißmäßig beschränktes war. Daß das Buch rasch in den höchsten Kreisen des Königreichs Eingang fand, geht aus dem bekannten Ausruf Philipps des Dritten hervor, als er einen Studenten über ein Buch unmäßig lachen sah: „Der Mensch muß verrückt sein, oder den Don Quirote lesen.“ Dessenungeachtet genoß der Verfasser desselben nicht den Sonnenschein königlicher Gunst, der ihm in seinen dürftigen Umständen so angenehm gewesen sein würde.

Der Zeitraum war der des goldenen Frühlings der kastilianischen Literatur. Aber der König auf dem Throne, ein mit dem Unglücksstern geborener aus dem österreichischen Herrscherstamme, würde besser für den finstersten des Mittelalters gepaßt haben. Seine zwischen Andachtsübungen und Ausschweifungen vertheilten Stunden ließen ihm keine für die Wissenschaften übrig; und sein Minister, der anmaßende Herzog von Lerma, war zu vertieft in seinen eigennütigen und doch leichtfertigen Plänen der Politik, um sich um Romanschreiber oder Spottdichter zu kümmern. Cervantes hatte indeß eine Laufbahn betreten, die, wie er in einigen seiner Gedichte andeutet, wohl zum Ruhm, aber nicht zu Vermögen führen konnte. Glücklicherweise hat er seinen Ruf nicht durch übereiltes Anfertigen seiner Werke um zeitlichen Gewinn aufs Spiel gesetzt. Erst mehrere Jahre nach der Herausgabe seines Don Quirote hat er der Welt seine musterhaften Novellen, wie er sie nannte, übergeben; Dichtungen, die sich vor allen vorhergekannten nicht nur in der kastilianischen, sondern in jeder andern Literatur auszeichneten, und seinem dramatischen Talente in der Erfindung und der sorgfältigen Charakterschilderung einen weiten Spielraum gaben. Diese Werke, deren Schreibart ungemein reich und anziehend war, wurden sogleich allgemein beliebt und volksthümlich.

Bei allem Erfolge als Schriftsteller blieb er fortwährend sehr beschränkt in seinen Umständen. Für den Don Quirote, wiewohl derselbe großen Absatz fand, erhielt er wahrscheinlich wenig, da er das ganze Verlagsrecht vor der Erscheinung aufgegeben hat, wo das Werk als ein Versuch betrachtet ward, dessen Erfolg ganz zweifelhaft war. Cervantes drückt an mehr als einer Stelle in seinen Schriften seine Unzufriedenheit mit den Buchhändlern selbst aus. „Was,

Herr“, sagt ein in seinem Don Quirote auftretender Schriftsteller. „wollt Ihr, daß ich den Nutzen meiner Arbeit einem Buchhändler für drei Maravedi den Bogen verkaufen soll? Denn das ist das Höchste, was sie bieten, ja noch erwarten werden, daß ich ihnen für das Gebot danke.“ Dieses oft angestimmte Klagegedicht über die bemerkte Kargheit der Verleger gegen den armen Schriftsteller ist eben so alt, wie die Kunst des Bücherschreibens selbst.

In einer der Erzählungen Cervantes finden wir einen Licentiaten, der sich über „die Hinterlist und Betrügerei beklagt, die sie gegen einen Schriftsteller anwenden, wenn sie ein Verlagsrecht von ihm erstehen; und noch mehr über die Art, wie sie ihn pressen, wenn er das Buch auf seine eigenen Kosten drucken läßt.“

Cervantes Schriften scheinen ihm indeß zwei gewichtige Freunde in Cabral, den Grafen von Lemos und den Erzbischof von Toledo, aus der alten Familie Rojas, erworben zu haben.

In dieser früheren Zeit fehlte es noch an der Gönnerschaft eines großen und aufgeklärten Publikums, — der einzigen Gönnerschaft, die von einem edlen Geiste, ohne ein erniedrigendes Gefühl angenommen werden kann. Es gab allerdings einen goldenen Weg zur öffentlichen Gunst, und dies war der des Theaters. Das Schauspiel hat gewöhnlich am meisten zu der Zeit geblüht, wenn ein Volk anfing, die Süßigkeit geistiger Bildung zu schmecken. Eine solche war der erste Theil des siebzehnten Jahrhunderts in Europa; das Zeitalter Shakespeares, Johnsons und Fletcher's in England; Ariosto's, Macchiavelli's und der Geister, die sich zuerst der komischen Muse in Italien widmeten; des großen Corneille, einige Jahre später in Frankreich; und jenes Naturwunders, oder vielmehr „Naturungeheuers“, wie Cervantes ihn nannte, Lopez de Vega in Spanien.

Die Volksbeliebtheit der Bühne zur Zeit, von der wir in Spanien sprechen, wurde sehr gesteigert eben durch den persönlichen Einfluß und Ruf Lopez de Vega's, des Abgotts seiner Landsleute, welcher die verschiedenartigen Erfindungen seines Genies so schnell und so verschwenderisch umherstreute, daß es allen Glauben übersteigt. Es ist unmöglich, die Erfolge seiner Arbeiten in irgend einer Form anzugeben, die nicht alle Vorstellung übertrifft. So hat er 21,300,000 gedruckte Verse, außer einer Masse von Handschriften, hinterlassen. Er lieferte nach der Angabe seines vertrauten Freundes Montalvan, für das Theater 1800 ordentliche Stücke, und 400 Autos oder religiöse Schauspiele, die alle aufgeführt wurden. Er schrieb, seiner eigenen Angabe nach, über hundert Lustspiele, in der fast unglaublichen Zeit von 24 Stunden jedes; und ein Lustspiel hatte im Durchschnitt zwischen Zwei- und Dreitausend größtentheils

gereimte Verse, und war mit Sonetten und anderen noch schwierigeren Dichtungsformen untermischt. Er wurde zwei und siebenzig Jahre alt, und vorausgesetzt, daß er fünfzig davon zu schriftstellerischen Arbeiten verwendete, wiewohl er während der Zeit eine Menge zeitraubender Aemter bekleidete, muß er durchschnittlich in jeder Woche ein Stück geschrieben haben, wenn wir die ein und zwanzig Quartbände vermischter Schriften, worunter fünf Heldengedichte, die er in Mußestunden schrieb, gar nicht rechnen; und Alles dies ist jetzt gedruckt!

(Schluß folgt.)

### Miszellen.

Durch das abenteuerliche Unternehmen des General Lopez, der mit einem Haufen Männer aller Art die große spanische Insel Cuba erobern wollte, ist die Aufmerksamkeit auf dieselbe und ihre Hauptstadt Havannah gelenkt worden: Die Stadt Havannah liegt an der Westseite des Hafens auf einer Ebene. Da aber die Volksmenge stark zunimmt, so dehnen sich die Häuserreihen allmählig bis zu den benachbarten Hügeln aus. Sie hat den Anblick einer großen spanischen Provinzialstadt, und gleicht in dieser Beziehung den ältern mericanischen Städten. Die Straßen sind indeffen nicht krumm oder winkelig, sondern bilden Vierecke, sind chaussirt, und bei heiterm Wetter ganz vortrefflich, aber abscheulich, wenn ein westindischer Regenguß sie unter Wasser gesetzt hat. Man hat sie mit Rücksicht auf das heiße Klima eng gebaut, und an Fußsteige oder sogenannte Bürgerwege gar nicht gedacht. Alles ist fahrbar. Viele Häuser haben nur ein Stockwerk und platte Dächer, sie sehen aber recht hübsch aus und sind meist gelb oder weiß angestrichen. Viele andere dagegen wurden im echten maurischen Style erbaut und man kann aus ihrem düstern geschwärzten Aussehen gleich abnehmen, daß sie dem sechszehnten Jahrhundert angehören. Die Thüren und Fenster reichen vom Erdboden bis unter den ersten Stock und sind fast alle mit Eisengittern versehen. Hinter diesen sitzen die Mädchen und Frauen, schlürfen Limonade und frische Luft und entfalten ihre Reize. Denn Spaziergänge machen sie nicht. Wer eine Spazierfahrt nicht erschwingen, das heißt sich keine Bolante halten kann, sitzt Corso an seinem Fenster, wenn ich mich so ausdrücken darf. Da kommen Freunde und Bekannte und plaudern mit den Schönen von der Straße her durch die Eisengitter. Die Augen der Donzellas glänzen und

stehen, der creolische Fuß wird mit spanischer Koketterie und Anmuth gezeigt; und es giebt an irdischer Weibern nichts Schöneres als Auge und Fuß den Creolinnen. Ein Matrose, der zum ersten Male nach Havannah kam, schlenderte durch die Straßen. Die Theerjacken sind bekanntlich im Durchschnitte äußerst gutmüthig. Als besagter Seemann so viele hübsche Mädchen im Käfige eingesperrt sah, hielt er sie für Gefangene. Da er selbst früher einmal „gefessen“ hatte, so fühlte er doppelte Theilnahme, und warf durch ein Gitter einen Thaler. „Thut Euch dafür etwas zu Gute, Ihr armen Dinger!“ rief er.

Uebrigens sind die Häuser im Innern sehr lustig und kühl, aber von nordischer Einrichtung und Bequemlichkeit findet man in den meisten keine Spur; der Südländer bedarf derselben nicht. Auch ist seine gesellschaftliche Art und Weise eine ganz andere als unsere nordische. Sie hat für uns germanische Menschen viel Fremdes und Auffallendes. In der Havannah ist sie in drei scharf gesonderte Theile zerklüftet. Spanier, Creolen und Fremde leben nicht mit, sondern lediglich neben einander. Unter den Spaniern sind viele, die sich Adelstitel gekauft haben; sie kosteten je nach dem Range von zwanzig bis fünfzig tausend Piaster. Diese Leute heißen im gemeinen Leben Zuckerbarone, weil sie ihren Reichthum aus ihren Zuckerplantagen ziehen. Manche sind mit dem Adel begabt worden für ihre militairischen Dienste. Dieser Adel kann sich natürlich nicht so weit herablassen, daß er mit anderen Leuten, die keinen Rang haben, gesellschaftlichen Verkehr unterhalte. Was aber komisch ist: auch unter einander bleiben sich diese Leute fremd. Der stolze Spanier blickt mit Verachtung auf jeden Creolen hinab und läßt sich mit ihm nicht weiter ein, als dringende Geschäfte nothwendig erfordern. Und ein Baron, der seinen erkauften Adelstitel schon seit zwanzig Jahren trägt, hält es natürlich weit unter seiner Würde mit den Neugepäckenen sich gemein zu machen, die erst vor fünf oder zehn Jahren ihr Kaufgeld bezahlten, während ein Adelige, dessen Rang vor hundert Jahren erhandelt wurde, sich vor Hochmuth gar nicht zu lassen weiß. —

— In Weimar bereitet sich die Aufführung der Oper „Lohengrin“ von Richard Wagner vor. Auch Flotow arbeitet an einer neuen Oper, deren Titel er jedoch noch geheim hält, und Meyerbeer hat mitten in seinen Prophet-Triumphen Muße gefunden, zwei neue Romanzen: Aimez und La baptême zu schreiben.